

CARISSA ORLANDO

DAS  
SEPTEMBER  
HAUS

Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

FESTA

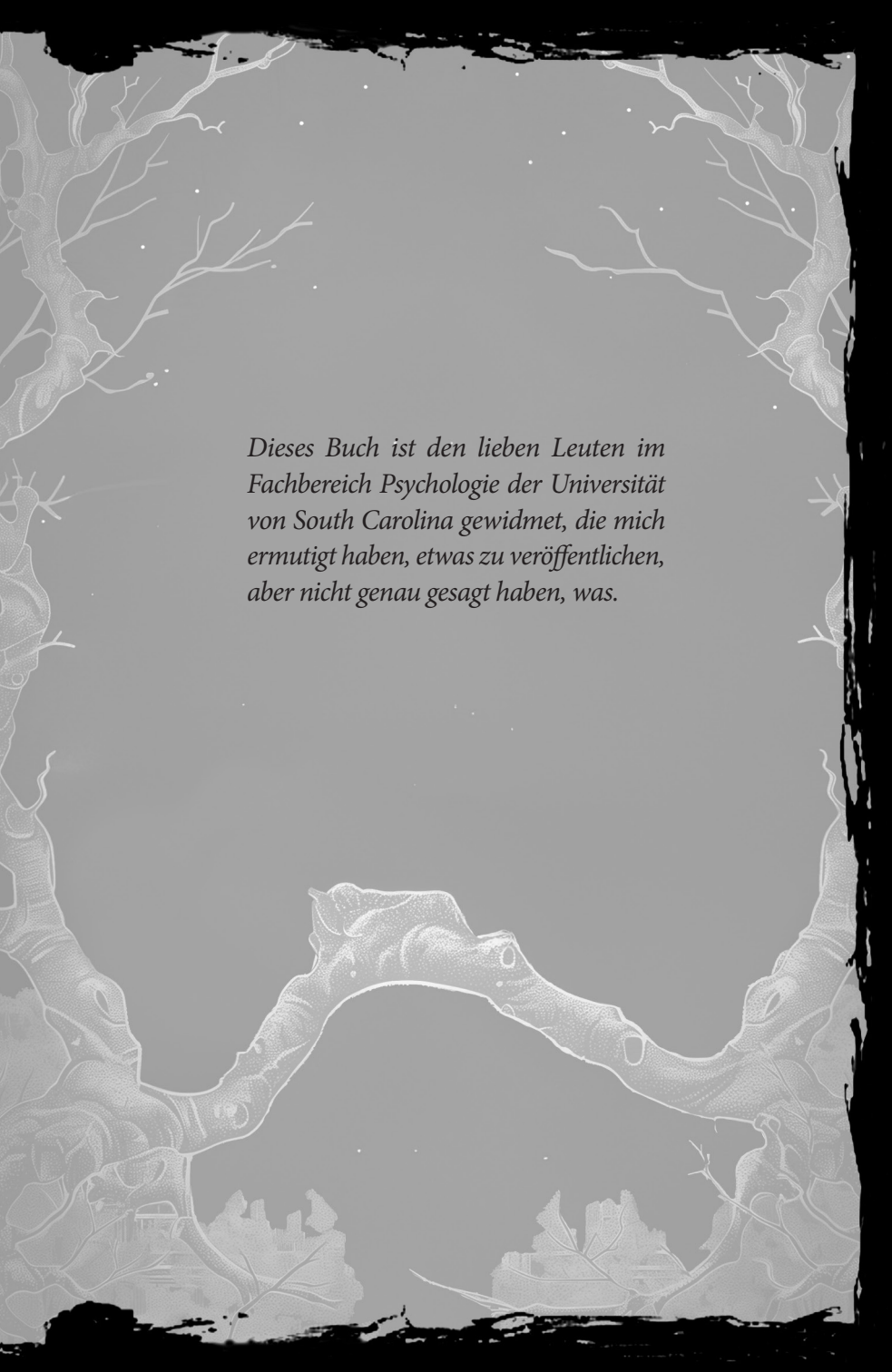
Die amerikanische Originalausgabe *The September House*  
erschien 2023 im Verlag Berkley Books.  
Copyright © 2023 by Carissa Orlando

1. Auflage April 2025  
Copyright © dieser Ausgabe 2025 by  
Festa Verlag GmbH  
Justus-von-Liebig-Straße 10  
04451 Borsdorf

Veröffentlicht mit Erlaubnis von Berkley, ein Unternehmen der  
Penguin Publishing Group/Penguin Random House LLC.  
Titelbild: Book cover concept design by semnitz™ with Midjourney  
Alle Rechte vorbehalten

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[shop@festa-verlag.de](mailto:shop@festa-verlag.de)

ISBN 978-3-98676-195-0  
eBook 978-3-98676-196-7



*Dieses Buch ist den lieben Leuten im  
Fachbereich Psychologie der Universität  
von South Carolina gewidmet, die mich  
ermutigt haben, etwas zu veröffentlichen,  
aber nicht genau gesagt haben, was.*

# PROLOG



Es war unser Traumhaus.

Ich wusste es von dem Moment an, als ich das Grundstück betrat; wir waren zur Immobilienbesichtigung da. Wenn ich ehrlich bin, wusste ich es sogar schon von dem Moment an, als ich die Anzeige in der Zeitung sah. Die Besichtigung war nur eine Formalität. Ich hätte das Haus auch ungesehen gekauft.

Das Haus war jedoch wirklich sehenswert. Viktorianischer Stil mit kobaltblauem Anstrich und ordentlichen weißen Bordüren sowie einer neiderregend schönen Veranda, die sich um das ganze Haus herumzog. Die Einfahrt war lang, der Garten weitläufig und das Haus war herrlich abgelegen, versteckt zwischen Bäumen auf allen Seiten. Und es gab ein Ecktürmchen – ein richtiges, echtes Türmchen –, was das Haus ein wenig aus der Zeit gefallen, ein wenig rückwärtsgewandt wirken ließ, aber mit voller Absicht. Kaum hatten meine Füße einen Kieselstein in der Einfahrt berührt, wusste ich, dass dieser Ort mein – *unser* – Zuhause war.

Ich hatte zuvor nie ein richtiges Zuhause gehabt, nicht einmal als Kind. Meine Familie war ziemlich oft umgezogen, von einem Haus in eine Wohnung, zurück in ein Haus und einmal sogar für eine Weile in einen kleinen Trailer – das hing immer davon ab, wie die Dinge liefen und ob mein Vater seine Medikamente nahm oder nicht. Je älter ich wurde,

desto mehr sehnte ich mich nach etwas Dauerhaftem, einem Haus mit schweren Knochen, einem Ort, an dem ich wirklich Wurzeln schlagen, sesshaft und zu einem unbeweglichen Objekt werden konnte. Das Chaos meiner Familie zu verlassen schien ein Schritt in Richtung dieses Traums zu sein, auch wenn es rückblickend vielleicht ein wenig naiv war, in meinen Zwanzigern ein gewisses Maß an Stabilität zu erwarten. Ich fand zwar weder ein Haus noch meine Wurzeln, aber ich fand einen Ehemann, was mir nahe genug daran zu sein schien.

Hal verstand die Anziehungskraft eines Hauses, eines Heims. Auch seine Familie war bis zu einem gewissen Grad stets auf dem Sprung gewesen, und seit wir frisch verheiratet waren, träumten Hal und ich gemeinsam davon, ein wunderschönes altes Haus zu besitzen, vorzugsweise ein viktorianisches. Wir schwärmten einander vor, wie er in einem Arbeitszimmer mit Echtholzvertäfelung an Romanen arbeitete, während ich in einem sonnendurchfluteten Atelier Meisterwerke schuf und unser Kind anmutig und brav in einem üppigen Garten spielte. Wir würden das Haus mit antiken Möbeln ausstatten und rauschende Partys veranstalten, wobei wir unseren staunenden Gästen beiläufig die Geschichte einer jeden Ecke des Hauses erzählen würden. Vielleicht würden wir sogar in einer dieser Zeitschriften über historische Häuser abgebildet werden, fotografiert, während wir in unserem luxuriösen Wohnzimmer posierten, dann im großen Schlafzimmer, dann im Gewächshaus (natürlich würden wir ein Gewächshaus haben), die mittlere Doppel- seite wie beim Playboy zum Ausklappen, aber sie präsentierte eine andere Art von Fantasie. Aber viel mehr als das wollten wir ein Haus, ein Heim, das nur uns gehörte. Einen Ort, an dem wir leben, alt werden und sterben konnten.

Natürlich verläuft das Eheleben nie ganz so, wie man es sich vorstellt. Hal hatte Schwierigkeiten, seine Texte zu veröffentlichen, und musste sich mit verschiedensten freiberuflichen Tätigkeiten über Wasser halten: Er schrieb kleine Artikel für die Lokalzeitung und unterrichtete ein paar Kurse an einem Community College. Ich brachte die Erziehung unserer Tochter Katherine mit Gelegenheitsjobs unter einen Hut: Einzelhandel, Verwaltungsassistentin, Vertretungslehrerin. Ich habe gemalt, wenn wir uns Pinsel und Farben leisten konnten.

Wie unsere Herkunftsfamilien zogen auch wir von Haus zu Haus und von Wohnung zu Wohnung, wie es die Umstände erforderten: immer zur Miete, nie als Eigentümer.

Aber nach einigen Schwierigkeiten (und welche Familie hat keine Schwierigkeiten?) fügte sich doch langsam alles, als Katherine auf das späte Teenageralter zuging. Hal verkaufte einige seiner Bücher und erhielt bescheidene, aber stetige Tantiemen aus ihnen. Ich malte immer häufiger und konnte einige Bilder in einer örtlichen Galerie ausstellen. Wir fanden ein kleines Haus, das sich in einem recht guten Zustand befand, mit einem Vermieter, der die Miete im Laufe der Jahre nicht allzu sehr erhöhte. Wir bezogen das Haus, richteten es nach unserem Geschmack ein, machten es uns gemütlich, und eine Zeit lang fühlte es sich fast wie unseres an. Fast. Als Katherine dann aufs College ging (mit einem Vollstipendium, mein kluges Mädchen), hatten wir zwar Stabilität gefunden, aber unsere Träume von einem eigenen Haus, ob im alten viktorianischen Stil oder nicht, ad acta gelegt. Es war egal – wir waren füreinander da, waren einander das Zuhause, und das war manchmal mehr als genug. Harold, Margaret und Katherine Hartman: eine dreiköpfige Familie auf der Durchreise.

Wir waren auch gar nicht mehr wirklich auf der Suche nach einem Haus, das zum Kauf stand. Wer weiß, was mich dazu brachte, den Immobilienteil einer Zeitung aufzuschlagen, die ich nur selten las, aber da stand das Haus in seiner ganzen Schönheit. Viktorianisch, genau wie wir es uns gewünscht hatten. Unglaublich alt. Unglaublich schön. Und das zu einem Preis, der so niedrig war, dass Hal dreimal bei der Maklerin nachhakte, bevor wir überhaupt eine Besichtigung vereinbarten.

Am Haus würden kleinere Renovierungsarbeiten fällig werden, das stand fest. Doch für ein Haus, das seit den 90er-Jahren nicht mehr bewohnt wurde, nachdem es vom letzten Besitzer kurzerhand an die Bank zurückgegeben worden war, war es in erstaunlich gutem Zustand. Das Haus war fast 150 Jahre alt, aber es war in Würde gealtert und wirkte gelassen und weise anstatt verfallen und eingesunken. Ein bisschen Farbe hier, etwas neues Holz dort, und das Gebäude wäre so gut wie neu.

Als die Immobilienmaklerin uns durch das Haus führte, gafften Hal und ich wie Kinder, zeigten mit den Fingern, wo die Möbel stehen würden, und beanspruchten Räume für uns. Hal wählte ein großes Zimmer im ersten Stock als sein Arbeitszimmer aus und entschied, wo in dem Raum sein Schreibtisch stehen würde, noch bevor die Maklerin hinter uns die Treppe heraufkam. Ich hatte mir den Wintergarten schon als Atelier ausgesucht, nachdem ich nur ein Foto in der Anzeige gesehen hatte, und stellte mir bereits vor, wie ich an sonnigen Nachmittagen vor mich hin malen würde. Und natürlich waren wir uns einig, dass unser Schlafzimmer der Raum am oberen Ende der Treppe sein würde, wo wir aufwachen und aus dem herrlichen Panoramafenster schauen würden.

»Ich bin gesetzlich verpflichtet, Ihnen mitzuteilen, dass es in diesem Haus einen Todesfall gegeben hat«, sagte die Maklerin, die immer noch nicht zu Atem gekommen war, als sie uns im zweiten Stock einholte, wenngleich sie nicht so neben sich stand, dass sie versehentlich das Wort »Mord« benutzt hätte. »Nun, *zwei* Todesfälle. Die Dame des Hauses und eine Haushälterin. Aber das ist schon über 100 Jahre her.«

Wir hörten kaum zu, weil wir uns gerade vorstellten, wie wir im Bett am Morgentee nippen und aus dem Fenster schauen würden.

»Das ist lange her«, sagte Hal verträumt.

»Ja, das ist es«, stimmte die Maklerin zu. »Und der damalige Hausbesitzer, der Mann, der ... Sie wissen schon. Nun, es schien, als hätte er an einer Art Psychose gelitten. Er hat sich später das Leben genommen. Eine wirklich einmalige Gesamtsituation.«

»In einem so alten Haus erwartet man ja beinahe schon so etwas«, sagte ich und hörte nicht einmal auf meine eigenen Worte, während ich in den begehbaren Schrank schaute. Ein begehbarer Schrank!

»Und die anderen Todesfälle im Haus«, sagte die Maklerin mit so leiser Stimme, dass sie kaum zu hören war, »schiene natürlicher Ursache zu sein.«

Ich hörte sie nicht, denn Hal hatte mich gerade ins Bad gerufen, wo die Badewanne mit den Klauenfüßen mich fast zu Tränen rührte. Die Maklerin schien erleichtert zu sein, dass wir keine weiteren Fragen stellten, und die Besichtigung wurde fortgesetzt.

Der Keller gefiel mir nicht besonders: roh, unverputzt und ohne Fenster, mit Böden aus Erde und einem feuchten Geruch. Er fühlte sich irgendwie falsch an, und ich



bekam eine Gänsehaut, aber ich dachte mir, dass es wohl an der kalten Luft und der schummrigen Beleuchtung liegen musste. Wir sagten uns, dass wir dort nach unserem Einzug einiges anstellen müssten, die Wände verputzen, Fußböden verlegen und etwas gegen die Düsternis und den Geruch unternehmen. Unsere Pläne für den Keller klangen schon damals halbherzig, und ich war erleichtert, als ich feststellte, dass wir nicht viel Grund haben würden, dort hinunterzugehen: Der Warmwasserbereiter und der Heizkessel befanden sich in einem Abstellraum im hinteren Teil des Hauses, der Sicherungskasten war in der Küche. Wir hielten uns nicht allzu lange dort unten auf und bemerkten auch nicht, dass die Maklerin oben auf der Treppe blieb und vom gut beleuchteten Flur aus auf uns herunterblickte.

Dann sahen wir uns den Hinterhof und den Garten an und vergaßen den Keller völlig.

Hätten wir beide bei den Horrorfilmen besser aufgepasst, die wir im Laufe der Jahre gesehen hatten, wäre uns womöglich bewusst geworden, wie dumm und begriffsstutzig wir waren, aber das hatten wir nicht – und so war es uns auch nicht klar. Stattdessen kauften wir das Haus und feierten mit Champagner (für mich) und Apfelwein (für Hal). Endlich besaßen wir ein Haus, das uns gehörte, nur uns. Um darin zu leben, alt zu werden und zu sterben. Katherine war überrascht, aber freute sich für uns, als wir ihr die Neuigkeit erzählten, und sie versprach, dass sie uns besuchen würde, sobald sie sich eine Auszeit von ihrem neuen, gut bezahlten Job und ihrer neuen, anspruchsvollen Freundin nehmen konnte.

Damit will ich nur sagen, dass wir endlich zu Hause waren. Damit will ich nur sagen, dass man uns mit Gewalt und einem gottverdammten Brecheisen aus diesem Haus

hätte herausholen müssen. Mich jedenfalls. Wie sich herausstellen sollte, ließ sich Hal ein wenig leichter vertreiben.

Die ersten Wochen, in denen wir in dem Haus wohnten, waren die reinste Glückseligkeit. Aber es war natürlich auch erst Mai.



# 1

Die Wände des Hauses bluteten wieder.

Damit musste man natürlich rechnen, es war schließlich September.

Das Bluten wäre nicht so schlimm gewesen, wenn es nicht von nächtlichem Stöhnen begleitet worden wäre, das sich gegen Ende des Monats zuverlässig wie ein Uhrwerk zu Schreien steigerte. Das Stöhnen begann gegen Mitternacht und hörte bis fast sechs Uhr morgens nicht mehr auf, was es schwierig machte, ausreichend Schlaf zu bekommen. Da es noch früh im Monat war, konnte ich trotz der Geräusche halbwegs durchschlafen, aber der Schlaf war unzusammenhängend und nicht besonders erholsam.

Bevor Hal sich wohin auch immer davonmachte, hatte er sich regelmäßig gestreckt und seine Knochen knacken lassen, sodass es sich anhörte, als wäre sein gesamtes Skelett betroffen.

*Margaret*, hatte er dann immer gesagt, *wir werden alt*.

*Sprich nur für dich*, hatte ich geantwortet, aber er hatte natürlich recht. Ich fing an, mich manchmal ein wenig wie das Haus zu fühlen: erhaben, aber verwittert; ich spürte, wie der Wind gegen mich drückte, und machte fragwürdige Geräusche, wenn sich das Fundament setzte. Das ganze Gestöhne und Geschrei im September trug auf alle Fälle nicht dazu bei, dass ich mich jünger fühlte.

Damit will ich sagen, dass ich mich gar nicht auf Ende September und das nächtliche Geschrei freute. Es würde ein

langer Monat werden. Aber so ist das nun einmal mit dem Haus.

Was das Bluten betrifft, so begann es immer im obersten Stockwerk des Hauses – in unserem Schlafzimmer. Wenn ich mich nicht täusche, begann es sogar direkt über unserem Bett. Es hatte etwas Beunruhigendes, morgens die Augen zu öffnen und eine dicke rote Spur zu sehen, die an der schönen Tapete herunterlief und direkt auf deinen Kopf zeigte. Das stimmte einen wirklich auf den Rest des Tages ein. Wenn man dann in den Flur ging, tropfte dort noch mehr Blut aus den Ritzen der Tapete und lief zäh wie Honig auf den Boden. Das war eine Menge, was man vor dem Frühstück verarbeiten musste.

So früh im September war das Blut noch nicht bis zu den Fußleisten vorgedrungen. Nach einer Woche jedoch würde es sich auf dem Boden in Pfützen sammeln und in gerinnenden roten Wasserfällen die Treppe hinunterfließen. Am Ende des Monats musste man schon sehr geschickt sein, um durch den Flur zu gehen oder die Treppe hinunterzusteigen, ohne eine Spur von Abdrücken im ganzen Haus zu hinterlassen. Dank der letzten Jahre war ich inzwischen darin geübt, dem Blut auszuweichen, aber selbst ich habe gelegentlich Fehler gemacht, vor allem wenn das Schreien in vollem Gange war. Schlafentzug fordert wirklich seinen Tribut, was die motorischen Fähigkeiten angeht.

Zuerst hatte ich mir Sorgen um die Wände gemacht, einen Eimer und Seife geholt und geschrubbt, bis mir die Arme wehtaten, nur um am nächsten Tag zu sehen, dass meine Arbeit von neuen Rinnsalen zunichtegemacht worden war. Am Ende des Monats war es so schlimm, dass ich mit dem Schwamm über einen Riss in der Tapete reiben konnte und jedes Mal direkt wieder einen neuen roten Klecks aus der

offenen Wunde der Wand austreten sah. *Die Tapete ist ruiniert*, dachte ich verzweifelt, aber das war sie nie. Im Oktober verschwand alles wieder. Jetzt ließ ich die Wände einfach bluten und wartete geduldig ab.

Im ersten Jahr, in dem wir in dem Haus wohnten, versuchte Hal, mich davon zu überzeugen, dass das Bluten nur ein Leck war. Ein nässendes rotes Leck. An dieser Argumentation hielt er sich viel länger fest, als es logisch war. Als sich das Blut bereits die Treppe hinunter ergossen hatte und Hal schon fast bereit war zuzugeben, dass es sich vielleicht doch nicht um ein einfaches Leck handelte, kam der Oktober und das Blut verschwand. Hal betrachtete das Problem als gelöst. Ich nehme an, er hielt es für einen Einzelfall und dachte nicht darüber nach, dass diese Dinge zyklisch auftreten könnten. Er schien überrascht, als das Blut im zweiten September zurückkehrte. *Da ist wieder dieses Leck*, kommentierte er nachdenklich, machte aber niemandem etwas vor. Nach dem dritten September änderte sich natürlich alles, und Hals Meinung über das Bluten in diesem vierten September ließ sich wohl am besten durch seine abrupte Abwesenheit zusammenfassen. Eigentlich hätte ich Angst haben müssen, den September allein zu erleben. Aber ich war ja nie ganz allein in diesem Haus, nicht wahr?

Ich könnte nicht erklären, warum die Wände bluteten. Ich könnte nicht sagen, warum es nachts das Geschrei gab. Ich könnte nicht sagen, warum eine Menge Dinge in diesem Haus geschahen. Im Laufe der Jahre hatte ich ein paar Theorien über die Vorgänge entwickelt und darüber, warum der September alles so viel schwieriger machte, aber alle waren bestenfalls halb gar. Irgendwann muss man es aufgeben,

Fragen zu stellen, einfach akzeptieren, dass die Dinge so sind, wie sie sind, und entsprechend handeln. Als ich also wieder einmal vor einer bluttriefenden Wand und mit einem benebelten Kopf aufwachte, weil ich bei dem stundenlangen Stöhnen nicht richtig geschlafen hatte, nickte ich einfach und begann meinen Morgen.

Mein einziger Plan für den Tag war zu versuchen, etwas zu malen. Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass es mit fortschreitendem Monat schwierig wurde, sich auf das Malen oder irgendetwas anderes zu konzentrieren, wegen des Schlafmangels, des Blutes, der lauten Geräusche und der verletzten Kinder, die überall herumliefen. Deshalb wollte ich meine Vergnügungen an den Anfang verlagern, in der Hoffnung, dass sie mich durch den Rest des Monats tragen würden. Planung ist wichtig. Also setzte ich mich mit einer frischen Leinwand in mein Atelier im Wintergarten und hoffte auf Inspiration. Doch schon bald starrte ich auf eine ganz in Rot gehaltene Leinwand, was mir in Anbetracht der Umstände ein wenig uninspiriert erschien.

Ich klopfte mit dem Pinselstiel gegen meine Lippen, starrte auf die rote Leinwand und überlegte, was ich malen sollte. Ich fand, es wäre schön, eine Naturszene zu malen – ein paar friedliche Blumen, in der Brise wogende Bäume –, aber alles, was ich vor meinem geistigen Auge sah, war das Gesicht eines Kindes, verstümmelt und schreiend.

Vielleicht war Malen heute doch nicht angesagt.

Ein dumpfer Kopfschmerz bahnte sich seinen Weg hinter meine Augen – ein erster Vorgeschmack auf die beinahe unaufhörlichen Kopfschmerzen, die ich bis zum Ende des Monats haben würde –, und ich seufzte und gab es auf. Ich ließ meinen Pinsel, trocken und nutzlos, auf meine Staffelei fallen und stand auf. Tee. Es war Zeit für Tee.

Als ich von meinem Atelier ins Wohnzimmer ging, konnte ich hören, wie Fredricka im Obergeschoss herumlief und in den Schlafzimmern im ersten Stock irgendetwas tat. Ich wusste, dass alle Türen auf dem Flur oben geschlossen waren (*Was sollen wir nur mit einem Haus mit fünf Schlafzimmern anfangen, Margaret?*, hatte Hal mich gefragt, als wir das Angebot besprachen. *Wir werden Gäste haben*, hatte ich geantwortet; ein seltener Moment der Voraussicht für mich), aber ich konnte trotzdem Geräusche aus den Zimmern hören, die sich von der üblichen Unruhe unterschieden, die hinter den geschlossenen Türen auftrat. Rütteln und Rascheln, das Wechseln der Bettwäsche. Das Scharren von Möbeln auf dem Boden in einem Zimmer, dann ein leichtes Krachen aus einem anderen. Fredricka war heute sehr lebhaft.

Der September hatte Auswirkungen auf Fredricka. Sie wurde hektischer, chaotischer. Sie war nervös. Sie mochte den September nicht, sagte sie mir einmal. Sie hatte schon mehr als 100 September erlebt, also musste sie es wissen.

Fredricka ihrerseits entlud ihre September-Energie, indem sie putzte, Dinge stapelte und Möbel auf unsinnige Weise umstellte. Keine dieser Aufgaben war notwendig, aber ich verstand ihre Absicht dahinter. Im Angesicht des gänzlich Unkontrollierbaren muss man irgendetwas unter Kontrolle haben. Ich ließ sie in Ruhe machen.

Normalerweise machte Fredricka den Tee, aber heute schien das meine Aufgabe zu sein. Ein Stirnrunzeln schlich sich auf mein Gesicht, und ich kam mir selbst ein wenig wie ein verwöhntes Kind vor. Ich rügte mich für mein Anspruchsdenken. Teekochen war schließlich keine besondere Last, und es war ein Glück, dass Fredricka überhaupt da war, denn wir hatten sie nicht eingestellt. Sie war gewissermaßen mit dem Haus gekommen. Aber man gewöhnt sich an Routinen. Als ich aus

dem Wohnzimmer um die Ecke ins Foyer kam, versuchte ich, mich zu erinnern, wo wir die Teebeutel aufbewahrten. Vielleicht hatte Fredricka sie verlegt. Im September räumte sie gern Dinge woandershin, und das nicht weil sie hilfreich sein wollte. Es wäre ebenso gut wie alles andere möglich, dass sie hinter die Toilette geschoben worden waren.

Ich war in meine Gedanken versunken und schreckte auf, als ich eine Stimme hinter mir hörte.

»Tee, Ma'am?«, fragte Fredricka. Offenbar war sie doch nicht zu sehr abgelenkt gewesen, um ihn zu machen.

Obwohl ich zunächst überrascht war, als ich erfuhr, dass Fredricka ein fester, nicht verhandelbarer Bestandteil des Hauses war, hatte ich festgestellt, dass ich ihre Anwesenheit genoss. Sie war einigermaßen gutwillig oder zumindest so wohlwollend, wie etwas in diesem Haus überhaupt sein konnte. Trotzdem war ihr Anblick immer aufs Neue ein Schock für mich. Fredricka war eine große Frau und in gewisser Weise so herrschaftlich wie das Haus selbst, so viel von ihr zugemauert und ausdruckslos, nicht bereit, sich zu öffnen und einen Blick auf das zu gewähren, was in ihrem Inneren lag. Und natürlich war da die klaffende Wunde an ihrem Kopf, der wie ein aufgespaltener Kürbis aussah, wo die Axt vor über 100 Jahren eingeschlagen hatte. Die Wunde begann oben auf der Stirn und reichte bis zu ihrer rechten Augenbraue. Ihr Auge war dadurch eingesunken, die Pupille verschoben, nicht mehr ganz richtig. Es dauerte eine Weile, sich an diesen Anblick zu gewöhnen.

Ich lächelte sie an. »Ich kann mich selbst darum kümmern, wenn du beschäftigt bist.«

»Kein Problem, Ma'am.« Fredricka schwebte den Flur entlang, der parallel zur Treppe verlief und in die Küche führte, ihr langer Kittel flatterte hinter ihr her. Ich folgte ihr.



Die Küche war der hellste Raum im Haus, umgeben von Fenstern, die den Blick auf das Grün draußen freigaben, das gerade begann, gelb und rot gefärbte Blätter abzuwerfen. Sie war einer der größten Pluspunkte des Hauses für mich gewesen, mit zwei großen Öfen, einer schimmern- den weißen Spüle und reihenweise verschnörkelten Schrän- ken (original antikes Holz, wohlgermerkt). Dann stellte sich heraus, dass es hier vergleichsweise ruhig war, und ich aß meine Mahlzeiten gewöhnlich am Küchentisch und nicht im großen Esszimmer, das nur ein paar Meter entfernt war. Aus irgendeinem Grund rann das Blut nie bis in die Küche, sodass dieser Raum im September ein besonderer Zufluchtsort war, vor allem wenn es zunehmend schlimmer wurde. Das war ein wahrer Segen, denn es hätte mir das Herz gebrochen, hätte ich mit ansehen müssen, wie Blut diese makellosen Oberflächen befleckt hätte, wenn auch nur vorübergehend. Ich hatte mich daran gewöhnt, nur wenige Zentimeter von meinem Essen entfernt Gemetzel und Ver- sehrtheit zu erblicken (schließlich bereitete Fredricka die meisten Mahlzeiten zu), aber irgendwo muss man ja doch eine Grenze ziehen.

Fredricka war mit dem Wasserkessel beschäftigt, füllte ihn mit Wasser und stellte ihn auf den Herd. Da ich nicht wie eine Statue dastehen und darauf warten wollte, dass Fredricka mich bediente, ging ich zur Kellertür, die direkt neben der Küche lag, um die in den Türrahmen genagelten Holzbretter zu überprüfen. Ich hatte sie erst vor Kurzem ersetzt, aber ich zerrte trotzdem an jedem Balken, um die Festigkeit zu prüfen. Vier von ihnen saßen fest, aber einer wackelte ein wenig. Ich überprüfte die Nägel: Wie ich ver- mutet hatte, lösten sie sich. In dem Jahr, seitdem die Bret- ter angebracht worden waren, hatte ich festgestellt, dass die

Nägel dies von Zeit zu Zeit taten. Die Überprüfung der Bretter war also unerlässlich. Ich merkte mir, dass der Balken bald ersetzt werden musste. Es war zwar nicht dringend, aber definitiv besser, diese Dinge eher früher als später in Angriff zu nehmen. Ich griff nach dem Türknauf und zog daran. Die Tür blieb geschlossen und wurde von den Brettern festgehalten. Ich fuhr mit dem Finger über den kleinen Riss – eine Veränderung, die erst kürzlich hinzugekommen war –, der sich von der Oberkante der Tür fast bis zur Türklinke hinunterzog, deutlich, aber nicht tief genug, um die Integrität des Holzes zu gefährden. Im Großen und Ganzen war also alles so, wie es sein sollte.

Als ich mich wieder der Küche zuwandte, bemerkte ich, dass Elias sich neben dem Herd materialisiert hatte. Ich seufzte. Elias konnte ganz schön lästig sein.

Elias war neun oder zehn. Ich konnte es mir nie merken. Wie alt er auch immer war, er war dürr und hatte ein paar widerspenstige dunkle Haare auf dem Kopf. Er sah immer gleich aus: hager und ausdruckslos, sein schmutziges weißes Baumwollhemd hing über dunklen Shorts, und ein einzelner, trauriger Kniestrumpf baumelte um seinen Knöchel. Er starrte mich mit milchigen Augen und einem mürrischen Gesicht an. Er hatte keine sichtbaren Wunden wie Fredricka, konnte aber irgendwie genauso unheimlich wirken, wenn nicht noch mehr. Ich konnte mit Elias nicht so umgehen wie mit Fredricka, obwohl ich es weiß Gott versucht hatte: Ich versuchte, ihm Fragen zu stellen und ihn anzuweisen, er solle mit dem Fuß einmal für Ja und zweimal für Nein tippen; ich versuchte, ihn zu bitten, die Planchette auf einem Ouija-Brett zu bewegen; ich versuchte sogar einmal, haarsträubende Behauptungen über den Zweiten Weltkrieg aufzustellen, nur um ihn zum Lachen zu bringen. Nichts. Also fing ich an, ihn

wie eine Pflanze zu behandeln, indem ich ihm laufend über mein Leben erzählte, ohne zu erwarten, dass er antwortete oder überhaupt zuhörte. *Es sieht heute nach Regen aus, Elias. O Elias, die Post verspätet sich wohl. Nicht dass wir etwas anderes als Rechnungen erwarten würden.* Elias seinerseits starrte nur vor sich hin oder mich an.

»Kann ich Ihnen etwas zu essen machen, Ma'am?«, fragte Fredricka, die um Elias herumwuselte, als ob er gar nicht da wäre. Elias und Fredricka hatten nichts miteinander zu tun, und ich hatte sie noch nie im Gespräch miteinander gesehen. Ich hatte zuerst angenommen, dass Fredricka Elias nicht einmal sah, bis sie ihn eines Tages als »diesen Jungen« bezeichnete. Es gab keine Anhaltspunkte dafür, wie Elias umgekehrt Fredricka wahrnahm, denn er sprach ja nie, sondern heulte nur ab und zu laut.

»Einen Toast vielleicht?«, antwortete ich. Ich ging in die Speisekammer, um das Brot zu holen, bevor Fredricka sich daranmachen konnte. Wir hatten einen elektrischen Toaster, aber Fredrickas Fähigkeit, Technik zu benutzen, die sich erst nach ihrem Tod durchgesetzt hatte, war bestenfalls sporadisch. Ich habe versucht, ihr die Bedienung des Toasters beizubringen, und sie hat ihn sogar einmal erfolgreich benutzt, aber sie zog es vor, das Brot auf einer Röstgabel über dem Feuer zu rösten, wie sie es früher getan hatte. Das lag ihr eben im Blut; sie tat einfach das, was sie immer zu tun pflegte. Ich verstand das und konnte es sogar nachempfinden (sind wir nicht alle im Grunde Gewohnheitstiere?), aber der Vorgang dauerte ewig und ich hatte Hunger.

»Ich glaube, wir haben noch Erdbeermarmelade.« Ich deutete auf den Kühlschrank. Das würde Fredricka etwas zu tun geben. Nachdem ich monatelang versucht hatte, Fredricka davon zu überzeugen, dass sie nicht verpflichtet

war, unsere Haushälterin zu spielen, und dass sie stattdessen tun konnte, was immer sie wollte, hatte ich gelernt, dass alles, wozu Fredricka fähig zu sein schien, Arbeit war, und dass alles, was sie von mir wollte, darin bestand, dass ich ihr etwas zu tun gab. Also gut.

Elias beobachtete mich mit diesem unverwandten Blick, als ich das Brot aus der Speisekammer und einen Teller aus dem Schrank holte. Er war wie die Mona Lisa, die Augen folgten mir durch den Raum, der Ausdruck war undeutbar. Anfangs war es beunruhigend gewesen, aber man gewöhnt sich an beunruhigende Dinge.

Fredricka kramte im Kühlschrank herum. »Wir haben Erdbeermarmelade, Ma'am«, bestätigte Fredricka. »Oder wenn Ma'am es vorziehen, haben wir auch Brombeermarmelade.«

»Brombeere klingt eigentlich gut.« Ich drehte mich mit meinem Brot um und ging auf den Toaster zu. Elias stand direkt davor und starrte mir mit leerem Blick in die Augen. Das würde ein Problem werden.

»Entschuldige, Elias«, sagte ich. Elias antwortete nicht und bewegte sich nicht, aber das hatte ich auch nicht erwartet. Ich streckte meine Hand an ihm vorbei in Richtung Toaster aus. Als sich mein Arm näherte, färbte sich das Weiß in Elias' Gesicht schwarz, als hätte es lange, lange Zeit in Flammen gestanden. Seine milchigen Augen kochten, bis sie glühten, und sein Mund weitete sich zu einem klaffenden Schlund, dessen Reißzähne glänzten, als er sich mit einem Schrei auf das Fleisch meines Arms stürzte. Elias mochte es gar nicht, wenn man ihm körperlich allzu nahe kam. Ich war jedoch geübt in diesem Spiel, ließ mein Brot geschickt in den Toaster fallen, drückte den Hebel und zog meinen Arm in Sekundenschnelle zurück, sodass ich nur einen

leichten Kratzer von Elias' Reißzähnen abbekam. Nur einen Kratzer, der nicht einmal blutete. Ich brauchte nicht einmal Wasserstoffperoxid aufzutragen. Es war nicht das erste Mal, dass ich versuchte, in Frieden eine Mahlzeit zuzubereiten, und dabei den Reißzähnen eines toten Kindes ausweichen musste, das mir körperlichen Schaden zufügen wollte.

Als Elias die Möglichkeit verwehrt wurde, ein Stück meines Fleisches mit seinen Zähnen zu entfernen, stieß er einen weiteren Schrei aus, der sich wie ein abebbendes Düsen-triebwerk anhörte. Er verschwand in sich selbst und in der Küche war es wieder still, bis auf die Geräusche von Fredricka, die auf dem Tresen hinter mir die Marmeladengläser aufbaute.

Die meisten Dinge in diesem Haus hatten Hal in Ruhe gelassen und aus Gründen, die ich nie ganz verstand oder fair fand, lieber mich behelligt und geplagt als ihn. Elias war die einzige Ausnahme, und er hatte auf seine eigene Art einen Narren an Hal gefressen – und die war etwas heftiger als die Art, die für die meisten Menschen in Ordnung war. Ich wusste nie so recht, woran es lag, aber Elias hielt sich äußerst gern in dem Raum auf, den Hal als sein Arbeitszimmer genutzt hatte. Ich fragte mich, ob dieses Zimmer einmal Elias' Spielzimmer gewesen war oder vielleicht das Zimmer, in dem er gestorben war. Wie auch immer, Hal hatte Elias nicht gemocht. Ich konnte seine Sichtweise durchaus verstehen, aber ich sah keinen Sinn darin, so viel Energie darauf zu verwenden, etwas zu hassen, das im Großen und Ganzen nur starrte und gelegentlich versuchte zu beißen. Man blieb einfach außer Reichweite seiner Zähne – eine ziemlich einfache Lösung unter den gegebenen Umständen.

Fredricka holte meinen Toast aus dem Toaster und bestrich ihn großzügig mit Brombeermarmelade. Sie reichte

mir den Teller und kümmerte sich um den Tee, während ich am Küchentisch saß und nachdenklich kaute. Als Hal und ich hierhergezogen waren, war der Anblick von Fredrickas Wunde bei den Mahlzeiten eine ziemliche Herausforderung gewesen, und ich musste den Blick von ihr abwenden, während ich aß. Aber man gewöhnt sich an schreckliche Dinge, und heute konnte ich sie problemlos betrachten, während ich aß, mir die Marmelade von den Fingern leckte und über den Rest des Tages nachdachte. Obwohl ich so wenig zu tun hatte, gefiel es mir, meinen Zeitplan im Kopf zu ordnen. Die Tage hatten die Angewohnheit, ineinander zu verschwimmen, besonders jetzt, wo Hal nicht mehr da war. Es half mir, Aufgaben zu planen, Dinge zu erledigen.

»Ich hatte gehofft, später am Tag spazieren gehen zu können«, sagte ich zu Fredricka zwischen zwei Bissen Toast, »aber es sieht aus, als ob es regnen könnte. Das ist enttäuschend. Ich will nicht den ganzen Tag wie ein Klotz hier drinnen sitzen.«

»Not kennt kein Gebot«, sagte Fredricka.

»In der Tat«, sagte ich. »Vielleicht mache ich ein bisschen Yoga.« Es war unwahrscheinlich, dass ich Yoga machen würde, aber wenn ich es laut aussprach, fühlte ich mich produktiv, und Fredricka würde mir sicher nicht widersprechen. »Ich glaube nicht, dass ich für den Rest des Monats viel zum Malen kommen werde. Ich kann nur an Kindergesichter und die Farbe Rot denken. Das habe ich schon hundertmal gemacht.« Ich dachte auch an Hal, aber das sprach ich nicht laut aus. Es schien mir nicht sehr sinnvoll, häufig an Hal zu denken.

Fredricka gab keinen Kommentar zu meiner fragwürdigen Inspiration ab. Sie stellte eine Tasse Tee vor mich hin. »Das klingt ausgezeichnet, Ma'am.«

Ich bedankte mich bei ihr, nippte an meinem Tee und versuchte, mir andere Aktivitäten für den Tag zu überlegen. Die Tage waren langweilig geworden. Verschwommen.

Fredricka trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. »Wenn es Ihnen recht ist, würde ich gern wieder an meine Arbeit oben gehen. Ich habe noch viele Betten zu beziehen.«

»Du weißt, dass du die Wäsche oben nicht wechseln musst«, sagte ich, wohl wissend, wie sinnlos mein Argument war. Fredricka musste die Wäsche nicht wechseln, aber in gewisser Weise musste sie es doch. Sie wurde von einer Kraft dazu getrieben, die ich wahrscheinlich erst verstehen würde, wenn ich selbst gestorben war. Muskelgedächtnis und so weiter. »Niemand benutzt diese Betten.«

»Man muss das Bettzeug wechseln, damit es nicht anfängt, schal zu riechen.«

Es hatte keinen Sinn, mit ihr zu streiten. Ich wedelte mit der Hand. »Dann mach nur«, sagte ich. »Danke für den Tee.«

»Gern geschehen, Ma'am.« Fredricka drehte sich um und verließ langsam schwebend die Küche. Auf dem Weg nach draußen hielt sie inne, als sie an meinem Telefon vorbeikam, das stummgeschaltet auf dem Tresen aufgeladen wurde. Sie drehte ihren Kopf und sah mich an. »Ich glaube, Ma'am wird feststellen« – sie nickte in Richtung des Telefons –, »dass Sie eine Nachricht von Ihrer Tochter erhalten hat.«

Wenn Fredricka schon Schwierigkeiten hatte, einen Toaster zu bedienen, war es nur logisch, dass sie erst recht keine Ahnung hatte, wie man ein Smartphone benutzte. Sie rührte das Ding nie an, auch nicht wenn sie im September alles umstellte. Es lag völlig außerhalb ihrer technischen Fähigkeiten, und sie tat die meiste Zeit auch schlichtweg so, als würde es gar nicht existieren, ähnlich wie sie es bei Elias tat.

Dennoch verstand sie auf irgendeiner Ebene, wie mein Telefon mich mit der Welt verband, und sie hatte ein unheimliches Gespür dafür, wenn ich eine Nachricht verpasste, und informierte mich über eingegangene Text- und Sprachnachrichten, die ich noch nicht gesehen hatte.

*Mist.* »Danke, Fredricka«, sagte ich und ging zum Tresen, um mein Telefon zu holen. Ich warf einen Blick auf das Display. Ein verpasster Anruf, eine Voicemail und eine Reihe von Textnachrichten, alle von Katherine.

*Ruf mich zurück*, hatte sie geschrieben. Dann: *So bald wie möglich*. Und dann: *Ich muss wirklich mit dir über Dad reden*.

Scheiße, Scheiße, Scheiße. Sie wurde immer hartnäckiger. Früher schrieb sie nur SMS, was so viel einfacher zu ignorieren war. Dann begann sie anzurufen, was schwieriger zu vermeiden war. Sie rief jetzt fast täglich an, und die folgenden SMS zeigten nur, dass die Dringlichkeit zunahm. *Ich gebe nicht auf* stand da. *Ich habe einen längeren Atem als du*. Ich sollte sie doch endlich zurückrufen, sie besänftigen.

Das Telefon klingelte in meiner Hand. Eine weitere Textnachricht von Katherine, der wohl die Ohren glühen mussten. *Du ignorierst mich*.

Ich seufzte.

Mein Finger schwebte über dem Display und wollte gerade auf »Anrufen« drücken, als ich aufsaß und eine kleine, schmale Gestalt erblickte, die wortlos neben der Kellertür schwebte, nicht wirklich da, aber auch nicht *nicht* da. Ein kleines Mädchen mit blasser Haut und schmutzig verfilzten Haaren, die über ihr Gesicht hingen. Sie trug ein Kleid, das einmal blau gewesen sein mochte, mit kleinen weißen Blumen auf dem Stoff, aber jetzt war es eher schieferfarben, fast schwarz. Irgendwann war etwas Schreckliches mit ihrem



Schädel passiert. Einer ihrer Augäpfel, der nicht mehr ganz fest war, hing schief aus der Augenhöhle, während sie mich anstarrte.

Alles in diesem Haus starrte mich an. Kleine Schelme, die mit mir um die Wette starrten, um zu sehen, wer als Erster blinzeln würde.

Angelica. Dieses Kind war Angelica. Sie war die Erste von vielen, die kommen würden, eine Art warnender Vorbote, wie Paul Revere. *Sie kommen*. Ich kannte nicht alle ihre Namen, aber ich kannte Angelica.

»Hi, Angelica«, sagte ich und legte mein Handy zurück auf den Tresen. Es war unmissverständlich September. Die Kinder kamen immer eines nach dem anderen im September.

Angelica sagte nichts. Das tat sie nie. Sie hob einen Arm, so dünn und knorrig wie ein Ast, und zeigte mit einem schmutzigen Finger auf die Kellertür.

Oh, darauf war ich nur ein Mal reingefallen. In jenem ersten September, als ich dachte, all diese Erscheinungen wären Probleme, die ich lösen müsste, hatte ich mich für eine richtige kleine Detektivin wie Nancy Drew gehalten und mich bereitwillig auf jede noch so sinnlose Suche gestürzt, auf die mich diese Strolche schicken wollten. Inzwischen hatte ich mich selbst eines Besseren belehrt. Manche Rätsel müssen nicht gelöst, sondern nur bewältigt werden. Das war einer der Gründe für die Bretter, die über die Kellertür genagelt waren. Einer der vielen Gründe, um genau zu sein.

»Du weißt, dass ich das nicht tue, Angelica«, sagte ich.

Angelica sagte natürlich nichts darauf. Ihr Zeigefinger schwankte aber auch nicht.

»Es ist schön, dich wiederzusehen«, sagte ich und wechselte so das Thema. Ich erwartete keine Antwort, wollte aber trotzdem höflich sein.

Nichts. Zeigen.

»Nun«, ich hob mein Telefon vom Tresen und nahm mir vor, Katherine von meinem Atelier aus anzurufen, »ich muss dann auch. Ich habe heute noch einiges zu erledigen.«

Ich hatte mich umgedreht und war schon fast aus der Küche heraus, als ich eine leise Stimme hinter mir hörte. »Er ist da unten.«

Tja. Das war neu.

Ich drehte mich um und sah Angelica an. »Ach?«, fragte ich.

»Er ist da unten«, wiederholte sie. Ihre Stimme klang wie ein rostiges Windspiel.

Angelica sprach normalerweise nicht – keiner der Scherzbolde tat das, abgesehen von Fredricka. Sicher, sie gaben irgendwelche Laute von sich, wie Schluchzen oder Jammern oder Heulen oder Kreischen oder dieses abebbende Triebwerksgeräusch wie bei Elias ... aber nie Worte, nie ganze Sätze. Ich fragte mich, was dieses unverhoffte Sprechen hervorgerufen hatte. Wahrscheinlich lag es daran, dass ich ihren Fingerzeig ignoriert hatte und vom Keller weggegangen war, anstatt in ihn hinabzusteigen wie bei der Farce, die ich im letzten September erlebt hatte. Als Katherine noch klein war und ich ihr sagte, sie dürfe vor dem Abendessen keinen Keks essen, jammerte und weinte sie und stampfte mit den Füßen, weil sie wusste, dass ich manchmal, wenn ich sehr müde war, nachgeben würde. Selbst damals hatte sie schon den längeren Atem gehabt. Wenn dies Angelicas Version eines Trotz-anfalls war, würde ich es hinnehmen. Sie konnte mich nicht wie Katherine weichklopfen. Ich war stärker geworden, und es stand mehr auf dem Spiel.

Aber natürlich hatte Angelica recht. Er *war* da unten im Keller. Er war da unten, seit Hal und ich eingezogen waren.

Es schien, als wäre der Keller der Ort, an dem er lebte. Daher auch die Bretter.

Ich fragte mich, ob die anderen auch sprechen würden, wenn sie erneut erschienen. Ein Teil von mir war daran interessiert, noch jemanden zum Reden zu haben, aber es war doch unwahrscheinlich, dass sie gute Gesprächspartner sein würden.

»Ich weiß, Angelica«, sagte ich. »Danke.« Ich drehte mich um und ging in Richtung meines Ateliers. Hinter mir hörte ich ein Geräusch wie das Schnappen nach Luft, das sich zu einem hohen Schrei steigerte, bevor es abrupt still wurde. Angelica war fort, zumindest für den Moment.

Katherine ging gleich beim ersten Klingeln ans Telefon.

»Was zum Teufel?«, sagte sie anstelle einer Begrüßung. »Ich versuche schon seit Wochen, dich anzurufen.«

»Hallo«, sagte ich. »Wie ist es dir ergangen, Liebes?«

»Ich war verdammt *besorgt*«, spie sie in den Hörer. »Mom, ich kann Dad nicht erreichen.«

»Nicht fluchen«, mahnte ich. *Mist*.

Ich ließ mich in einen alten Sessel in der hintersten Ecke meines Ateliers sinken. Abgesehen von der Küche war dies mein Lieblingsbereich im Haus, und ich hielt es für einen angemessenen Ort für ein wahrscheinlich unangenehmes Gespräch. Ich hatte die Wände hier gelb gestrichen, eine fröhliche Farbe, die leuchtete, wenn das Sonnenlicht darauf fiel. Heute jedoch war der Himmel eine graue Wand, und das Gelb schien fehl am Platz, verhöhnnte mich mit seiner Fröhlichkeit, während alles andere ringsherum dunkel war. Das machte es nur noch schlimmer.

»Mom, ich meine es ernst«, sagte Katherine. »Ich rufe ihn schon seit Wochen an, und bei ihm geht immer nur die

Mailbox ran. Und jetzt kann ich nicht einmal mehr eine Nachricht aufnehmen, weil seine Mailbox voll ist. Ich weiß, dass er nicht gern telefoniert, aber das scheint mir schlicht falsch. Was ist denn bloß los?«

Ich hatte dieses Gespräch so lange aufgeschoben, wie es mir möglich war. Ich hatte vergeblich gehofft, es bis Oktober hinauszögern zu können, auch wenn ich wusste, dass das sehr unwahrscheinlich war. Es war schwierig. Bevor Hal weg war, hatte Katherine mindestens einmal pro Woche angerufen, und obwohl normalerweise nur sie und ich miteinander sprachen, bat sie für gewöhnlich darum, ihrem Vater kurz Hallo zu sagen. Katherine und Hal hatten sich nie besonders nahegestanden, aber Katherine fühlte sich, wenn auch widerwillig, verpflichtet, zumindest eine oberflächliche Beziehung zu ihrem Vater aufrechtzuerhalten. Das kurze Hallo, wenn sie anrief, vage Zusicherungen, dass ihre Karriere gut lief, allgemeine Erkundigungen über Hals Meinung zum Wetter. Genug Konversationsthemen, um mindestens drei Minuten zu bestreiten, und vorzugsweise dauerte es auch nicht länger. Es hatte etwas von einer Checkliste: *Ich sprach mit meinem Vater, lachte über seine Witze, erwähnte nichts von meinem anhaltenden Groll.* Ein Minimum an Sorgfaltspflicht als Tochter. Das Problem war, dass ich ihr jetzt nicht einmal diese drei Minuten mit Hal geben konnte, und es schien unwahrscheinlich, dass Hal sich selbst bei ihr melden würde.

»Mom.« Ihre Stimme war eindringlich. »Du musst mir sagen, was los ist.«

In den letzten Wochen war es immer schwieriger geworden, die Fassade aufrechtzuerhalten. In den ersten Wochen nach Hals Verschwinden war es mir gelungen, ihren Bitten, ihren Vater zu sprechen, auszuweichen, indem ich behauptete,

er sei nicht zu Hause oder arbeite an seinem neuen Roman und dürfe nicht gestört werden. Einmal hatte ich sogar so getan, als würde ich ihn für sie holen, und bin mit dem Telefon in der Hand in sein Arbeitszimmer gegangen.

»Hal«, hatte ich in die leere Luft geblöet, »Katherine will Hallo sagen.« Ich drückte das Telefon an meinen Bauch und hoffte, dass es meine Stimme so dämpfen würde, dass Katherine nicht damit rechnete, Hals Antwort zu hören.

Ich hatte schweigend dagestanden, in sein leeres Arbeitszimmer gestarrt und geschätzt, wie lange seine Antwort – wenn es denn eine gegeben hätte – brauchen würde, bevor ich den Hörer wieder ans Ohr hielt. »Oh, es tut mir leid, Liebes. Er kann im Moment nicht mit dir sprechen. Aber er lässt dich grüßen und sagt, dass er dich lieb hat.«

Nachdem Katherine und ich uns an diesem Tag verabschiedet hatten, verweilte ich in Hals Zimmer, als ob er die ganze Zeit dort gewesen wäre. Ich sah eine dünne Staubschicht auf seinem Schreibtisch. Fredricka mied diesen Raum normalerweise; sie zog es vor, nicht in Hals Blickfeld zu geraten, wie die meisten Schelme. Aber ich könnte ihr sagen, dass sie sich jetzt darum kümmern konnte, wenn sie es denn wollte. Ich drehte mich um, wollte den Raum verlassen, und da war Elias, der direkt vor mir stand und mich mit seinen milchigen Augen anstarrte, während sein Gesicht sich durch meine Nähe zu schwärzen begann.

»Verurteile mich nicht«, hatte ich gesagt.

Daraufhin ließ er die Zähne mit einem Knacken zuschnappen.

Ich konnte so viel ausweichen, wie ich wollte, es war unvermeidlich, dass Katherine sich irgendwann Sorgen machen würde. Bei unserem letzten Telefonat hatte sie mich darauf hingewiesen, dass sie schon eine Weile nicht mehr mit Hal

gesprachen hatte. »Ich weiß, dass er viel zu tun hat«, hatte sie gesagt, »aber vielleicht könntest du ihn mir kurz geben, nur um Hallo zu sagen?«

»Er ist nicht da«, sagte ich rasch. »Ich würde ihn dir ja gern geben, aber ...«

»Ich dachte, du hättest gesagt, er würde an seinem Roman arbeiten«, sagte Katherine.

*Scheiße.* Das hatte ich gesagt. »Habe ich das gesagt? Oh. Na ja, ich dachte, er wäre beim Schreiben«, sagte ich, »aber es hat sich herausgestellt, dass er nicht da ist. Mein Fehler.«

Katherine klang misstrauisch, aber nicht misstrauisch genug, um eine Szene zu machen, noch nicht. »Kannst du ihm sagen, er soll mich anrufen, wenn er da ist? Ich würde gern seine Stimme hören.« Der letzte Teil war eine Lüge, und zwar eine offensichtliche.

»Oh, na sicher, Liebes. Das mache ich selbstverständlich.« Das würde ich selbstverständlich nicht machen. Auch ich konnte lügen.

Das war vor über einer Woche gewesen, und Katherines Misstrauen hatte nun ein solch hohes Niveau erreicht, dass sie bereit war, eine Szene zu machen.

»Mom.« Ihre Stimme war schrill. »Wo ist Dad?«

Ich holte tief Luft und ließ mich tiefer in den Sessel sinken, als ob mich das auf den Ansturm vorbereiten könnte, der in wenigen Sekunden bevorstand.

»Er ist weg, Schatz.«

»Weg? Was meinst du mit ›weg?« Die Ehrlichkeit, auf der Katherine bestanden hatte, hatte ihr nicht wirklich geholfen. Ich hätte ihr sagen können, dass ihr eine ehrliche Antwort nicht helfen würde, aber sie hätte nicht auf mich gehört.

»Ich meine, er ist nicht mehr hier.«